

Von Steppenreitern und Himmelspferden

—

eine Reise in die Mongolei

Nördlich der schneebedeckten Zinnen mächtiger Achttausender beginnt das Hochplateau der Mongolei. Witzigerweise wird das gewaltige Areal zwischen Himalaja und Transbaikal allgemein „Mongolisches Becken“ genannt. Es kommt wohl auf den Standpunkt an. Allein das durchschnittliche Höhenmaß der scheinbaren Senke ragt weit über jedes deutsche Mittelgebirge hinaus. Die Mongolei beherbergt einen der größten unberührten Naturräume Asiens, ein bizarres Mosaik aus endlosen Steppen, glühenden Wüstenstrichen und schroffen Gebirgsketten. Selten gewordene Tierarten wie Wildkamel, Argali-Schaf und Leopard finden im Altai-Gebirge an der Grenze zu China letzte Refugien. Doch ihre Zahlen gehen dramatisch zurück. Die einst stattlichen Herden der Wildpferde sind bereits aus der Steppe verschwunden. Geblieben ist die Liebe der Mongolen zu ihren Takhis. Und es scheint als kehrten die Pferde zurück.

Text: Klaus Sparwasser - Fotos: Andrea Heumann & Klaus Sparwasser

Die Bewegung meines ausgestreckten Zeigefingers erstarrt für Sekunden in der Luft und zielt im Vorbeifahren vage in Richtung der deutlich sichtbaren trockenen Fahrspur neben uns. Im nächsten Moment spritzt Wasser nach allen Seiten und das Motorgeräusch unseres Expeditionslasters erstickt in einem tiefen Gurgeln. Vom Auspuff steigen dichte weiße Schwaden in die Luft. Dann wird es ruhig. Durch die Frontscheibe fällt der Blick auf einen von Gras bestandenen See. Zwischen den unzähligen Halmen kräuseln sich sanft die Wellen. Es gibt keinen Zweifel, wir sitzen fest. Eine reife Leistung. Meine Feststellung „Hier steige ich nicht aus“, klingt im Hinblick auf mein nagelneues Schuhwerk irgendwie trotzig. Außerdem ist sie reines Wunschdenken. Zwei Minuten später stehen wir alle barfuss draußen im Schlamm. „Scheiße“, meint Vait.

Der Anblick des halb eingesackten Lasters wirkt inmitten der weiten, dünnen Graslandschaft irgendwie lachhaft. Doch Fluchen hilft nicht, die Kiste muss aus dem Dreck. Mit Pickel und Spaten fangen wir an zu graben. Widerwillig schmatzend lösen sich die Schaufeln aus dem zähen Boden. Was als braune Schlammspur beginnt, auf deren Grund sich trübe Pfützen sammeln, wirkt bald wie ein umgepflügter Acker.

Stunden darauf halten uns die Erdarbeiten noch immer in Atem. Um den Laster hat sich ein ordentlicher Matschwall angehäuft, hinter dem sich das Wasser staut. Jeder Versuch unser 10-Tonnen-Gefährt mit Sandblechen, Schotter und abgelassenem Reifendruck aus seinem Matschgefängnis zu befreien, lässt ihn nur noch tiefer in die Brühe einsinken. Mittlerweile hängen die Tanks bedrohlich dicht über der Grasnarbe und auch zwischen Differential und Untergrund geht der Spielraum gegen Null.

Ein Himmelreich für einen Abschleppwagen. Doch damit ist in dieser gottverlassenen Gegend kaum zu rechnen. Wir befinden uns im Niemandsland auf halbem Weg zwischen der Hauptstadt Ulan Bator und der Gebirgskette des Altai im Südwesten. Dahinter erstrecken sich vor der chinesischen Grenze endlose Steppenebenen, wo es die letzten verbliebenen Wildpferde geben soll. Sie sind das eigentliche Ziel unserer Reise. Seit einiger Zeit haben sie in der Mongolei wieder Hochkonjunktur, nachdem der Mensch sie Ende der 60-er Jahre in Freiheit ausgerottet hat.

Die Zivilisation liegt schon lange hinter uns. Vor rund einer Woche sind wir mit der Montagsmaschine der MIAT aus Peking in Ulan Bator gelandet. Außer uns verlassen nur wenige Abenteurer den Flieger. Die meisten sind Mongolen, die von Einkäufen aus China zurückkehren. Vait, den wir über das Internet kennengelernt haben und Zolo, unsere deutsch sprechende Dolmetscherin für die nächsten Wochen, erwarten uns bereits. Vor dem Terminal des Flughafens steht ein martialisches Ungetüm auf vier Rädern - fast so groß wie ein Reisebus, nur wesentlich geländegängiger. Ein 1113-er-Allrad-Mercedes-Wohnmobil, perfekt ausgestattet für Expeditionen ans Ende der Welt. Die Untiefen des Lasters stecken voller geheimnisvoller Nischen, Schränke und Stauräume, in denen unsere Berge von Gepäck und Kleidungsstücken auf wundersame Weise verschwinden. Genau das Richtige also für unseren Plan, uns auf die Suche nach den letzten Wildpferden dieser Erde zu begeben. Am liebsten

würden wir sofort aufbrechen. Doch da ist der Zoll und der mongolischer Aberglaube davor. Dienstag ist ein schlechter Tag zum Reisen.

Da wir die Götter nicht schon gleich bei unserer Ankunft vergraulen wollen, verschieben wir die Abfahrt auf Mittwoch. Für den Besuch bei den staatlichen Grenzkontrolleuren scheint der Dienstag aber offensichtlich genau richtig. Normalerweise ist man der Willkür der mongolischen Einfuhrbehörden gnadenlos ausgeliefert. Der Zoll kommt in der Mongolei direkt nach der Regierung. Doch die Formalitäten für unsere Ton- und Kameraausrüstung fallen überraschend harmlos aus.

Binnen weniger Stunden stehen unsere Kistenberge vor uns. Der Zollbeamte in seinem blütenweißen Hemd fertigt mindestens vier Parteien gleichzeitig ab und behält als einziger den Durchblick. Für Außenstehende wirkt das Gedränge zwischen dem Frachtgut einigermaßen chaotisch. Genüsslich zieht er an seiner Zigarette und wirft einen abschätzigen Blick unsere endlosen Packlisten. Zolo hat sie schon mal vorsorglich für uns ins Mongolische übersetzt. Er knallt den so wichtigen Zollstempel auf die Papiere und lässt uns passieren. Wir müssen noch nicht einmal die Schlösser öffnen. Einzige Bedingung: sieben Kisten rein ins Land, sieben wieder raus. Da werden wir uns für die Kartons mit den Fressalien auf dem Rückweg wohl etwas einfallen lassen müssen.

Vorbei an gähnenden Kanalschächten, auf denen die Deckel fehlen, verlassen wir die Stadt am nächsten Tag in Richtung Südwesten. Vor den Rädern erstreckt sich ein tückisches Labyrinth abgründtiefer Schlaglöcher. Seit die Russen vor zehn Jahren das Land verlassen haben, kümmert sich niemand mehr um die unzähligen Achsenkiller, die das Teerband wie ein Minenfeld übersäen. Jahr für Jahr vergrößern Regen und Frost die Krater ein Stückchen mehr. Der Mongolei fehlt für den Straßenbau, wie für vieles andere auch, einfach das Geld. Vielleicht liegt es aber auch an der Mentalität der meisten Mongolen. Unabänderliche Tatsachen werden mit stoischer Ruhe ertragen. Die Fahrzeugprozession, die uns entgegen kommt, gleicht jedenfalls einer Ausflugsfahrt der anonymen Alkoholiker. Die Wagen folgen in Schlangenlinien einer unsichtbaren Linie, die zwischen den Löchern hindurchzieht. Für weniger wendige Fahrzeuge wie unser Wohnmobil enden gut befahrbare Teilstücke nur allzu oft in einem laut scheppernden Fiasko. Urplötzlich öffnen sich tiefe Gräben, die fast über die gesamte Fahrbahn reichen. Die Vollbremsung ist meist vergeblich und die Stoßdämpfer krachen bis zum Anschlag in den Wagenboden.

Kaum eine halbe Tagesreise entfernt, liegt der Nationalpark von Hustai Nuuru. Das „Gebirge der Birken“ ist die neue Heimat der wiedereingeführten Wildpferde. Takhis, heißen die zierlichen Pferdchen in der Sprache der Einheimischen. Hier wollen wir die ersten Tage verbringen. Eine Erlaubnis zum Fotografieren und Filmen hat uns die *Mongolian Association for Conservation of Nature and Environment* (MACNE) bereits ausgestellt. Nur über die Höhe der Filmgebühren stehen die Verhandlungen noch aus.

Der Direktor des Parks empfängt uns freundlich. Bereitwillig bietet er uns seine Kooperation an. Dabei lächelt er verschmitzt. Das alles sei leider nicht ganz umsonst zu haben. Es gäbe gewisse Regeln und Verpflichtungen. Natürlich. Also zehn Dollar täglich für den ortskundigen Führer, der uns begleiten wird und der weiß, wo die Pferde zu finden sind. Dann noch die Filmgebühr. Die ursprüngliche Summe in astronomischer Höhe haben wir bereits entschieden abgelehnt. Wir einigen uns darauf, dass der Betrag wesentlich niedriger ausfallen müsse. Wesentlich. Um wie viel, darüber wird man noch sprechen. Marasch, morgen.

Unser Führer hört auf den Namen Batnasan und hat eine ausgeprägte Neigung zu frühem Aufstehen. Natürlich gelingen ungestörte Tierbeobachtungen kurz nach Sonnenaufgang am besten – auch in der Mongolei. Doch jetzt ist es halb vier und pechschwarze Nacht. Gähnend stehen wir vor unserem Laster und schauen in den Himmel. Man sieht die Hand vor Augen nicht. Nach einem prüfenden Blick meint Batnasan wir sollten noch ein bisschen warten. Es sei ja schließlich noch stockdunkel. Wie wahr. Eine Stunde, die man wohl auch gut mit Schlafen hätte verbringen können, vergeht. Dann zeigt sich hinter den Hügeln im Osten ein erstes leichtes Grau.

Durch das noch taufeuchte Gras ziehen wir los, auf die schemenhaften Hügel zu, die allmählich aus dem schwachen Dämmerlicht emporsteigen, das Stativ geschultert, die Kameratasche umgehängt. Von Zeit zu Zeit spähen wir mit dem Fernglas über die düsteren Hänge, auf der Suche nach hellen Punkten, die sich bewegen - Takhis. Wir verheddern uns in Gestrüpp, kraxeln über schlüpfrige Felsblöcke und queren eine Bodenwelle nach der anderen. Batnasans Lungen müssen bis in die Kniekehlen reichen. Ab und zu dreht er sich breit grinsend nach uns um und japsend bedeuten wir ihm mit einer Handbewegung, dass wir ruhig weitermarschieren können. Nur keine Blöße zeigen. Keine Ahnung wo er mit uns hin will.

Von Pferden ist vorerst keine Spur zu sehen. Der Gebirgssattel über uns scheint Ewigkeiten entfernt. Völlig außer Atem erreichen wir eine Senke unterhalb des Grats. Der Blick öffnet sich und gleitet über Felsquader und grasbestandene Abhänge, Täler und blaue Bergketten am Horizont. Batnasan strahlt. Er deutet auf den gegenüberliegenden Hang. Fragend zucken wir die Schultern. Erst durch das Fernglas entdecken wir schemenhaft einige hellbeige bis dunkelbraune Tupfen zwischen den Felsen. Dann hören wir ein leises Schnauben. Es sind die lange ersehnten Wildpferde, die letzten ihrer Art – oder besser, die ersten für einen Neubeginn.

Die morgendliche Bergwanderung passt so gar nicht zu der Vorstellung, die ich mir von den Wildpferden gemacht habe. Beharrlich geistert das Bild eines zierlichen Steppenpferdes, das einsam durch endlose Ebenen streift, in meinem Kopf herum. Die Tiere vor uns scheinen eher mit Gämsen verwandt. Steil und zerklüftet ist das Terrain, in dem sich die Pferde auf der Suche nach Futter verstreuen. Vorsichtig pirschen wir uns näher heran. Falls Stativschleppen je zur olympischen Disziplin wird, haben wir gute Chancen auf eine Medaille. Spärliches Buschwerk und ein paar große Felsquader geben uns Deckung.

Der Himmel reißt auf und zwischen schweren Wolkenbergen zeigen sich endlich Flecken von Blau. Schattenspiele ziehen über die Weide und wandernde Lichterfetzen zaubern grelle Akzente zwischen die Felsen. Bis auf etwa einhundert Meter lassen uns die Tiere herankommen. Manchmal siegt auch die Neugier und ein paar besonders vorwitzige Stuten beäugen uns aus nächster Nähe. Aber es herrscht kein Zweifel, dass sich die mongolischen Neubürger von zutraulichen Streicheltieren inzwischen weit entfernt haben. Acht Jahre schon dauert ein internationales Wiedereinbürgerungsprojekt im Hustai Nuruu Nationalpark an und das Leben in Freiheit hat bei den Takhis alte Instinkte neu geweckt. Zehn Herden siedeln auf dem riesigen Areal des Parks, 125 Pferde insgesamt und jedes Jahr kommen ein paar hinzu. Stolz zweiundzwanzig Fohlen waren es allein in diesem Jahr, ziemlich gleichmäßig auf alle Herden verteilt. Die Zahl gibt Anlass zu Hoffnung. Vielleicht erhalten die Takhis hier tatsächlich eine zweite Chance.

Dem zweiten Chef des Hustai Nuruu Parks, begegnen wir am Nachmittag. Er heißt Suche und ist ein für mongolische Verhältnisse hochgewachsener, selbstbewusster Bursche mit einem einnehmendem Lachen, kugelrundem Kopf und weltmännischen Gesten. Sein hervorragendes Englisch ist gespickt mit allerlei Amerikanismen, die von „Jesus Christ“ bis zu einem maßlos erstaunten „gush“ reichen, das er immer wieder ausstößt als er das Innere unseres Campervan in Augenschein nimmt.

Er führt uns in die entlegenen Ecken des Parks. Auf der höchsten Erhebung der Umgebung, die nur noch vom Gerüst eines Aussichtsturms überragt wird, vor einer malerischen Kulisse mit Blick auf die tief eingeschnittenen Täler des Hustai Nuruu Gebietes, erzählt er uns von den Wildpferden und ihrer Rückkehr in ihre angestammte Heimat. Für Mongolen sind die Takhis heilig. Alles in ihrem Leben und ihrer Mythologie dreht sich um Pferde und die Familie. Oft in dieser Reihenfolge. Dass letztlich der Mensch für das Verschwinden der gelben Wildpferde aus den Steppen der Mongolei Anfang der sechziger Jahre verantwortlich war, dringt erst allmählich in das öffentliche Bewusstsein. Auf die Wiederkehr der Takhis ist man jedenfalls stolz.

Hier oben auf dem Hügel über den weiten Tälern scheint ein Punkt wo vieles zur Ruhe kommt. Er lädt förmlich ein, über Zusammenhänge nachzudenken. In der Ferne schimmern kaum wahrnehmbar als winzige Punkte ein paar Jurten vor der gezackten Linie der Bergkämme, die südlich in eine ausgedehnte Ebene übergeht. Der Mensch ist allgegenwärtig. Wo er seinen Fuß hinsetzt, weicht die Natur zurück. Für ein Überleben in diesem unwirtlichen Teil der Welt benötigt er Wasser, für sich selbst und seine unzähligen Ziegen, Schafe, Rinder und Kamele. Wasser und Weidegrund, der mit seinem schütterem Grasbewuchs kaum geeignet scheint, große Populationen von Pflanzenfressern zu tragen. Zu allen Zeiten wurden Wildtiere gejagt. Doch erst die Massen der Haustiere als direkte Nahrungskonkurrenten schränkten ihren Lebensraum drastisch ein. Je mehr Menschen das Land eroberten, desto größer wurden die Herden, desto weniger Raum blieb für die Takhis. Ein Teufelskreis, aus dem es kaum ein Entrinnen gibt.

Nur dort, wo die Wüste das Vordringen des Menschen begrenzt, finden freilebende Tiere auch heute noch letzte Refugien. Einige überleben, andere, deren Populationsgröße bereits unter ein kritisches Maß gesunken ist, sterben aus. Für die Wildpferde war es Ende der sechziger Jahre zu spät. Erst die Initiative der westlichen Luxusgesellschaften bescherte den Przewalski-Pferden Anfang der neunziger Jahre eine Renaissance.

Suchte holt uns in die Gegenwart zurück. Der Jeep wartet. Auf der Rückfahrt zum Verwaltungsgebäude des Parks deutet er auf das kleine Birkenwäldchen, das sich hangaufwärts bis zwischen die Steinpolder der Gipfelregion erstreckt. Das sei ein guter Platz für Wölfe. Auf dreißig bis fünfzig Stück

schätzt er die Anzahl der heimlichen Jäger in Hustai Nuruu. Wir werden uns die Stelle merken. Vielleicht kommen wir einmal hierher zurück.

Für den nächsten Abend bitten wir Suchte zum Essen in unser Motorhome. Vait trägt es mit Fassung. Es wird eng. Alle zusammen sind wir zu siebt. Batnasan weiß was auf ihn zukommt. Er kennt unsere Kochkünste bereits zur Genüge. Nach dem Abend, als wir zum ersten Mal halb Legalerweise mitten im Park übernachteten, ist er nur noch sporadisch im Zelt seiner Familie aufgetaucht. Doch seit er unsere wirklich scharfe Kohlsuppe genossen hat, ist seine Verpflegungsration an gegartem, schwach gewürztem Hammelfleisch mit jedem Tag ein bisschen gewachsen. Dem Mongolen sind die meisten Gewürze fremd, besonders wenn es sich um Cayenne-Pfeffer und Chilli handelt. Er isst in der Regel gekochten Hammel und gekochten Hammel und gekochten Hammel – und manchmal ein paar Nudel dazu. Das äußerste an Gewürzen darin ist eine Prise Salz.

Wir versuchen die besonderen Geschmäcker in unserer Menuplanung zu berücksichtigen. Ab dem späten Nachmittag sind wir emsig beschäftigt, das Essen für unsere mongolischen Freunde zuzubereiten. Es wird ein lustiges Beisammensein. Nach einigen Runden Wodka sind wir alle ein bisschen hinüber. Eigentlich sollte der Abend Anlass sein, erneut in die Verhandlungen über unsere Filmgebühr einzusteigen. Doch die beiläufig fallen gelassene Bemerkung, dass wir nun endlich einmal über ernste Dinge reden müssten, wischt Suchte mit einer Handbewegung vom Tisch. Das sei jetzt wirklich nicht der richtige Zeitpunkt, grinst er. Allenfalls könnten wir uns den schönen Abend verderben. Damit ist die Sache wieder einmal verschoben. Uns beschleicht der Verdacht, dass das dicke Ende irgendwann nachkommt.

Der Sonntagmorgen scheint für Geschäfte besser geeignet. Glücklicherweise hat sich der Einstiegspreis bereits halbiert. Das anschließende Feilschen reduziert die Summe auf ein erträgliches Maß. Wir trennen uns in Freundschaft. Bald darauf hat uns die Teerstraße mit ihren mörderischen Schlaglöchern wieder. In weit ausholenden Kurven halten wir auf die Abzweigung nach Karakorum zu, der einzigen überlieferte Palaststadt der mongolischen Herrscher aus dem 13. Jahrhundert. Dahinter beginnt die Piste.

Die dünne Linie im Gras zieht hinaus in die Hochebene und verliert sich als gewundener Faden am Horizont. Endlose Täler umgeben uns. In der Ferne reihen sich schemenhaft niedrige Hügelketten aneinander. Doch der Schein trügt. Die kaum der Rede werten Erhebungen sind in Wirklichkeit stattliche Berge von mehr als zweitausend Metern Höhe. Angesichts der zurückhaltend modellierten Landschaft fällt einem kaum auf, dass man sich in einem alpinen Lebensraum von fünfzehnhundert Metern Durchschnittshöhe bewegt. Die Mongolei ist ein einziges ausgedehntes Hochplateau, von den gleichen Kräften empor gehievt, die einst ein Stück weit südlich den Himalaja auftürmten.

Ein zügiges Vorankommen wird schlechterdings unmöglich. Die Piste ist miserabel. Unzählige tiefe Auswaschungen lassen den Laster bei jeder Verwindung ächzen und stöhnen. Nur die unverhofften Stöße sind etwas weniger hart als auf der Teerstraße. Schon jetzt droht unser ziemlich gestraffter Zeitplan durcheinander zu geraten. Unsere Durchschnittsgeschwindigkeit sinkt auf Schrittempo. Für die schlappen sechzig Kilometer, die bis zum Asphaltband im Süden vor uns liegen, benötigen wir mehr als einen halben Tag. Vereinzelt Jurten mit rauchenden Ofenrohren stehen über weitläufige Senken verstreut und die Steppe bevölkert sich mit Ziegen, Pferden, Schafen und Yaks. Letztere sind besonders kälteresistent und lieben die Höhe. Der verhaltensmäßigen Verblödung durch Domestikation sind die Wildrinder bisher offenbar entgangen. Im Vergleich mit unseren Hauskühen wirken die zotteligen Gesellen irgendwie intelligenter. Mit ihrer geschmeidigen Bewegungsweise erinnern sie eher an zu groß geratene Bernhardiner als an dumpfsinniges Hornvieh.

Die Steppe versinkt unter schweren Wolken in einem trüben Einerlei. Es ist empfindlich kalt geworden. Von Zeit zu Zeit gehen aus drohenden Wolkenbergen heftige Schauer nieder. Dazu heult ein eisiger Wind. Im Winter dürfte es hier richtig ungemütlich werden. Einige gebleichte Ziegen- und Schafkadaver am Wegesrand zeugen davon. In strömendem Regen erreichen wir die Straße und bald darauf das nächste Aimag-Zentrum Avasheer. Unmittelbar danach endet die geteerte Strecke erneut und die Piste führt als breite Schlammspur parallel zu den Resten des alten Straßendamms nach Südwesten.

Graue Quellwolken spiegeln sich in gewaltigen Wasserlachen wider. Gefährlich schlingernd schmiert unser schwerer Laster durch Pfützen und unzählige tiefe Furchen. Dann liegt für einen kurzen Abschnitt noch einmal Asphalt vor den Rädern. Das monotone Holpern wirkt einschläfernd. Quietschend schieben die Wischer dicke Regentropfen über die Windschutzscheibe. Die Augenlider werden schwer. Traum und Wirklichkeit verwischen. Manchmal weiß ich nicht mehr, ob ich wirklich hier bin oder die Reise nur in meinem Kopf existiert. Erst ein abrupter Stopp katapultiert mich in die Realität zurück. Weit und breit ist kein Hindernis zu sehen. Der Grund für die plötzliche Unterbrechung

findet sich neben der Straße. Zwischen Kies und spärlichem Gras sprießen kulinarische Leckerbissen, die unseren Küchenplan noch des öfteren bereichern sollten – Champignons.

Das ist schon mal eine Vollbremsung wert. Schnell quellen unsere Plastiksäcke vor weißen Hüten über, manche beinahe handteller groß. Als Nicht-Pilz-Kenner sind wir grundsätzlich skeptisch. Doch Vait versichert uns, es gäbe in der ganzen Mongolei nur zwei Arten von Pilzen und beide seien genießbar. Der mongolische Wiesenchampignon sei darunter sogar eine ganz besondere Delikatesse. Knollenblätterpilze fände man nur höchst selten. Wir sind beruhigt. Heute Abend, soviel ist sicher, wird es ein Festmahl geben. Zolo verzieht angewidert das Gesicht. Pilze sind allenfalls was für Pferde.

Auf schlammigen Wegen zieht unsere Route ins Gebirge. Meterweise arbeiten wir uns Pfade hinauf, die auf den ersten Blick kaum für Eselskarren geeignet scheinen, queren Pässe jenseits der Zweitausend-Meter-Marke, rumpeln durch steinige Flussbetten und tasten uns über Brückenkonstruktionen von fragwürdiger Stabilität. Kaum zwanzig Kilometer pro Stunde kommen wir im Schnitt voran. Als absehbar wird, dass wir bei allen Anstrengungen die Stadt Bayanhongor heute nicht mehr erreichen werden, schlagen wir in einem Seitental das Nachtlager auf. Hier haben wir vor allzu wissbegierigen Nomaden unsere Ruhe. Mongolen sind es nicht gewohnt, dass Türen verschlossen sind. Ehe man es sich versieht, ist man in seinem eigenen Heim von wildfremden Leuten umringt, die laut palavernd alles begutachten. Manchmal klopfen sie vorher an. Die Jurten in der Steppe sind immer für Gäste offen und ein Glas Buttermilch oder ein Begrüßungswodka gehören zum standardmäßigen Höflichkeitsrepertoire. Privatsphäre in unserem Sinn ist den Nomaden fremd.

Der Dienstagmorgen beginnt so regnerisch wie der Montagabend geendet hat. Ein schmales blaues Band zeigt sich im Westen hinter schweren grauen Wolkenvorhängen. Es dauert bis zum Nachmittag, bis wir die ersten Sonnenstrahlen eingeholt haben. In strahlendem Sonnenschein tauchen wir hinab in eine Senke, die laut GPS immer noch gut 1.800 Meter hoch liegt. Auf dem Markt von Bayanhongor ergänzen wir die Vorräte. Dann wird die Landschaft trockener. An der Weite der Täler zwischen den sanften Hügeln am Horizont ändert sich hingegen nichts. Breite Spurenbinden ziehen über ungezählte Wellen durch dürres gelbes Steppengras. Nur selten stauen sich ansehnliche Pfützen auf dem Weg.

Nach den schlüpfrigen Holperpfaden im Gebirge kommen wir endlich einmal gut voran. Am frühen Vormittag ergibt die Peilung nach Altai, dass wir schon über 80 Kilometer Luftlinie gut gemacht haben. Vait meint, man solle den Tag nicht vor dem Abend loben. Tatsächlich ist das seine letzte Bemerkung, bevor inmitten einer sanften Senke der morastige See auftaucht, in dessen seichter Moorbrühe die Piste verschwindet, um nach hundert Metern auf der anderen Seite wieder zu erscheinen. Weit und breit umgibt uns in der Sonne flirrendes Steppengras, unterbrochen nur von eben jener schlammigen Lache, auf die wir schnurgerade zuhalten. Der Rest ist bekannt. Dienstag ist kein guter Tag zum Reisen.

Wenn wir uns nicht bald aus unserem Schlammbad befreien, können wir die Pferde jenseits des Altai abschreiben. Am Nachmittag nähert sich aus der Ferne endlich ein dumpfes Brummeln. Ein winziger Punkt tanzt am Horizont herum und wird kaum merklich größer. Es ist ein russischer Jeep, der weit entfernt auf einer der hundert Fahrspuren entgegen unsere Route auf Bayanhongor zuhält. Wir rufen und gestikulieren mit den Armen, als wollten wir einen Jumbo-Jet zur Landung einweisen, doch der Wagen am Horizont hält unbeirrbar Kurs. Als er schon fast über den nächsten Hügel verschwunden ist, dreht sich die Motorhaube plötzlich auf uns zu.

Dem blitzenden blauen UAZ entsteigt kurz darauf eine achtköpfige Familie. Vater, Mutter, Oma und fünf Kinder. Der Befreiungsversuch schlägt jedoch fehl. Das 50 Meter-Stahlseil spannt sich straff, wippt an der Anhängerkupplung des Jeeps - und klatscht ins Wasser zurück. Unser 10-Tonner hat sich kaum einen halben Meter bewegt. Er steckt tiefer im Schlamm als je zuvor.

Den Kindern der Familie wird übel. Nicht von der misslungenen Bergungsaktion, wohl aber von einem schlechten Essen, das sie irgendwann vorher zu sich genommen haben. Wir versorgen sie mit Trinkwasser und Medikamenten und der Fahrer verspricht bei seiner Seele, uns von der nächstgelegenen Siedlung einen russischen Lastwagen vorbeizuschicken. Etwas mehr Zugkraft kann nicht schaden. So bleibt zwischenzeitlich nur die Erkenntnis, dass die Mongolei ein wahrlich weites Land ist. Dabei sind wir noch nicht einmal in ihre Randgebiete vorgedrungen.

Das Warten dauert weniger lang als gedacht. Schon nach zwanzig Minuten taucht erneut ein hüpfender Fleck in der Weite auf. Leider ist es nicht der ersehnte Lastwagen, sondern noch einmal unser Retter von vorhin. Ein paar Kilometer weiter hat er bei einer Jurte einen alten Russen-Truck entdeckt, der aber anscheinend nicht richtig funktioniert. Wir sollen mitkommen und selbst sehen. Russische Jeeps besitzen ein scheinbar unerschöpfliches Fassungsvermögen. Aus dem Grund werden

wahrscheinlich die meisten als Kabrio ausgeliefert. Eigentlich war der blauweiße UAZ schon allein mit der mongolischen Familie reichlich überfüllt, doch irgendwie passen Zolo und ich noch auf die Rückbank. Hinter uns türmen sich Gepäckstücke bis unter das Dach. Auf den Bänken drängt sich die Familie. Langsam wird es gemütlich, wir sind zu zehnt.

So ungefähr hatte ich mir das vorgestellt: hautnaher Kontakt mit Land und Leuten. Der lässt sich in unserer Situation nur schwer vermeiden. Der einzige, der noch genügend Platz zum Atmen hat, ist das Familienoberhaupt, das am Steuer sitzt. Rechts daneben stützt sich die Großmutter auf ihren Stock, die Nase Zentimeter von der Windschutzscheibe entfernt. Ein vier- bis fünfjähriger Enkel quetscht sich neben sie, ein weiterer kauert zwischen den Sitzen. Auch auf der Rückbank geht es kuschelig zu. Die Mutter an der rechten Wagenseite ist hinter den Köpfen ihrer Kinder kaum noch zu erkennen, neben mir sitzen zwei ihrer Jungs, auf den Knien jeweils eine ältere Schwester. Die eine ist ein hübsches Ding, mit langem schwarzen Pferdeschwanz. Von Zeit zu Zeit mustert sie mich verstohlen von der Seite. Der Vater meint, wir Europäer hätten riesengroße Augen. Alles lacht. Das Mädchen hält die Hand vor den Mund und kichert verlegen. Zolo hopst bei jedem Schlagloch auf meinem Schoß herum. Irgendwie ist ihr das peinlich. Sie meint, das sei halt so üblich in der Mongolei. Über allem schwebt ein zarter Duft vergorener Stutenmilch, der einem die Sinne benebelt. Es gelingt mir irgendwie, das Fenster wenigstens einen Spalt weit zu öffnen.

Dann leuchtet vor uns ein weißes Jurtenzelt auf, neben dem ein blauer Laster parkt. Wild kläffende Hunde empfangen uns und wir trauen uns erst aus dem Auto, als die Hausherrin die Köter mit einem gezielten Steinwurf verscheucht. Trotzdem haben wir Pech. Die Batterie des Lastwagens hat ihren Geist aufgegeben. Also weiter. Über die Hügel fahren wir bis zum nächsten Nomadendorf, das an einer Brücke liegt. Die Lastwagen neben den Jurten sind alle in einem mehr oder minder maroden Zustand. Bei einem fehlt Benzin, der nächste hat einen Motorschaden und beim dritten ist der Besitzer nicht zu Hause. Die Familie ist gerade dabei ein Schaf zu schlachten und hat alle Hände voll zu tun.

Eine letzte Chance haben wir noch. Der blutverschmierte Arm der Mongolin weist in einer ausladenden Bewegung hinüber auf die andere Talseite, rund drei Kilometer entfernt. Zwischen runden Zelten leuchtet eine weitere Motorhaube hervor. Jetzt brauchen wir nur noch jemanden, der uns dorthin fährt. Meine Schuhe stehen sinnigerweise in unserem Laster und barfuß kilometerweit durch stacheliges Steppengras zu wandern, ist nicht ganz nach meinem Geschmack. Zolo findet einen jungen Kerl mit einem blitzsauberen blau-weißen Jeep, der unsere Notlage glasklar erkennt und messerscharf kalkuliert, dass wir bereit sein werden, jeden Preis für die Spritztour zur anderen Seite des Tals zu zahlen. 2.000 Tugrik scheinen in seinen Augen ein angemessenes Entgelt. Sie entsprechen etwa dem Tageslohn eines durchschnittlichen mongolischen Arbeiters.

An dem Lastwagen fehlt das rechte Hinterrad. Die Achse des Trucks ist notdürftig mit ein paar Steinen aufgebockt. Aus der Entfernung war das leider nicht zu sehen. Der Fahrer grinst und kassiert noch einmal zwei Scheine. Für ihn hat sich der Nachmittag gelohnt. Er meint, dass sicher bald ein Lastwagen vorbeikäme. Alle Händler, die zwischen Altai und der Hauptstadt verkehrten, benutzten die Brücke und daher sei immer viel Verkehr. Solche Angaben sind in der Mongolei relativ zu bewerten und wir machen uns auf eine lange Zwangspause gefasst. Die Sonne steht tief und außer ein paar balgenden Hunden auf der staubigen Straße, die mit ihrem Knurren die Stille stören, herrscht tiefer Friede.

Kaum zwei Minuten später ist es mit der Ruhe vorbei. Wir trauen Augen und Ohren nicht, doch von den Berghängen hallt das Brausen eines vielzylindrigen Chevi-Motors wider und ein hochbeladener Seal schiebt sich gemächlich über die verwitterten Holzbohlen der Brückenkonstruktion. Es knarrt und ächzt bedenklich. Hoch über uns auf der gewölbten Zeltplane erscheinen sonnengegerbte Gesichter mit schmalen Augenschlitzen. Kinder turnen zwischen den Erwachsenen auf der Ladung herum. Auch das Fahrerhaus ist voll besetzt. Drei Männer und eine junge Frau. Ihr Teint ist weiß wie Porzellan und verrät, dass sie, wie viele mongolischen Frauen aus der Stadt, gerne zu den besseren Kreisen der Gesellschaft gehören möchte. Irgendwie passt ihre Erscheinung nicht so recht zum rustikalen Interieur des russischen Lastwagens und den derben Gesellen, die rauchend in verdreckten Unterhemden neben ihr sitzen. Nach einer kurzen Beratung beschließt man uns zu helfen. Alle rücken ein wenig zusammen und dann dröhnt die Fuhre über breite, sich verzweigende Pistenbündel auf die untergehende Sonne zu.

Ein Hügel wirkt plötzlich wie der andere und schon nach kurzer Zeit beschleicht mich das Gefühl, dass es vielleicht doch ein Fehler war, den GPS-Empfänger im Handschuhfach zurückzulassen. Unsere Begleiter sehen das eher gelassen. Auch als der Motor plötzlich hustet und aussetzt, scheint das niemanden zu stören. Aus einem Fass auf der Ladefläche wird kurzerhand nachgetankt, doch nach 50 Metern Fahrstrecke rülpsst und spuckt die Maschine erneut und bleibt endgültig stehen.

Mit der Zeit gewinnt man eine gewisse innere Gelassenheit den Dingen gegenüber, die man ohnehin nicht ändern kann. Ich schaue über die monotone Steppenlandschaft und spähe vergeblich nach einem weiß-blauen Fleck im Nirgendwo. Fahrer und Beifahrer werkeln derweil unter der Motorhaube herum. Ein neuer Versuch, die Kupplung schleift, der Motor tuckert kraftlos vor sich hin. Trotz Vollgas fehlen ein paar Zylinder beim Vortrieb. Ein kurzes Rucken und wir halten erneut. Das gleiche Spiel wiederholt sich noch dreimal. Schließlich scheint das Maß voll. Der Fahrer baut die Tankleitung ab und beherzt saugt unser Kopilot den Treibstoff direkt aus dem Tank. Der letzte Atemzug befördert eine ordentliche Ladung verbleiten Sprits in seinen Mund. Er prustet wie ein Feuerschlucker und flucht erbärmlich, doch der Motor läuft danach einwandfrei.

Wir suchen in konzentrischen Kreisen die Steppe ab. Angestrengt halten wir Ausschau nach dem weißen Wohnaufbau unseres Schwergewichts. Er scheint wie vom Erdboden verschluckt. Gras soweit das Auge reicht, sanfte Hügel, weidende Pferde, Ziegenherden, hier und da eine Jurte, aber von einem bis an die Radnaben versunkenen Laster keine Spur. Ich bin mir ziemlich sicher, dass wir längst zu weit gefahren sind. Zolo behauptet, die beiden Jurten vor uns seien genau die, bei denen wir vor Stunden zuerst nach einer Abschlepphilfe gefragt haben. Für mich sehen sie alle gleich aus, aber sie hat recht. In einigermaßen direkter Linie über die Querrillen unzähliger Pisten rumpelnd, erreichen wir unser zurückgelassenes Wohnmobil in seinem Sumpfloch. Andrea und Vait haben inzwischen das Graben aufgegeben und die Campingstühle ausgepackt.

Selbst das russische Kraftpaket hat Mühe unser 10-Tonnen-Monster aus der Dreckbrühe zu ziehen. Erst nach einigen Anläufen gelingt es. Alle sind begeistert. Für die Abschleppcrew werden eine Flasche Wodka und ein paar Schachteln Zigaretten fällig, dazu ein paar rote Scheinchen und natürlich posieren alle für das obligate Familienfoto vor unserer Wohnkabine. Zurück bleiben, neben dem undeutlichen Gefühl, dass das Leben irgendwie unkomplizierter verlaufen kann als daheim in unsrer künstlichen Hektomatikwelt, dicke Lehmklumpen an den Rädern und tiefe braune Ackerfurchen, die jäh in moorigen Tiefen enden. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne malen schillernde Farbkleckse in die künstliche Seenlandschaft. Als die Nomaden weg sind, nehmen wir im fahlen Mondlicht endlich die lang ersehnte Freiluftdusche, um den Dreck unserer Bergungsaktion abzuspülen. Ein kühler Steppenwind lässt die Haut frösteln, doch das Gefühl grenzenloser Weite und das glitzernde Sternenband über uns entschädigt für die frische Nachtluft.

Noch immer bewegen wir uns in fast zweitausend Metern Höhe als wir am nächsten Morgen mit einer langen Staubfahne im Gefolge unser Nachtlager verlassen und auf das Bergmassiv in der Ferne zuhalten. Wie eine Wand aus allen nur denkbaren Abstufungen von Grau steigt es hinter dem leuchtenden Grasland auf. Die Landschaft davor wirkt wie ein erstarrtes Meer, aus dessen sanft gewellter Oberfläche vereinzelt Inselgruppen aufragen. Unverkennbar wird die Gegend immer wüstenähnlicher. Wir queren riesige Claypans, knochentrockene, topflache Lehmpfannen, in denen sich nach seltenen Regengüssen das Wasser sammelt und die Umgebung vorübergehend in einen seichten See verwandelt. Immer häufiger treffen wir auch auf jene Tiere, die man mit den Wüstenstrichen der Mongolei am ehesten verbindet, Kamele - die zweihöckrige Variante genauer gesagt.

Fünzig und mehr der Trampeltiere stehen meist dicht im Kreis gedrängt fuzend beieinander. Überall zischt, rülpst und brummelt es. Offenbar besitzen die trockenresistenten Schwielensohler eine überaus rege Darmtätigkeit. Bakterien in ihren Eingeweiden helfen ihnen, die karge Graskost aufzuspalten und produzieren enorme Mengen an Verdauungsgasen. Der Gestank ist im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubend. In der Ebene versammelte Kamelherden heißen bei uns fortan, wenig vornehm aber treffend, Furzrunden.

Nahe einem der wenigen permanenten Gobi-Seen kreuzt die Piste einen breiten Fluss. Diesmal versenken wir den Laster nicht, auch wenn die Stoßstange eine stattliche Bugwelle vor sich herschiebt. Jetzt, am Abend gegen halb acht, haben wir unser Nachtcamp an einem der idyllischsten Plätze aufgeschlagen, die sich denken lassen. Hoch oben, auf einem einzeln stehenden Zeugenberg, der wie ein gewaltiger steinzeitlicher Grabhügel aus der Ebene ragt, zeichnet sich der Umriss unseres Lastwagens als dunkle Silhouette gegen den glühenden Abendhimmel ab. Braune Fahrspuren mäandern in der Ebene durch das goldgelbe Steppengras, das ihn umflutet wie ein träger Strom, und in der Ferne steigen majestätisch die schroffen Höhen der Altai-Berge auf.

Ein mächtiger Owoo mit Opfergaben, von wehenden blauen Tüchern umhüllt und mit zwei langen, in den Steinhäufen gesteckten Pfählen geschmückt, thront weithin sichtbar über der Weite. Die Enden der Stangen zieren kunstvoll geschnitzte hölzerne Pferdeköpfe. Zolo meint, dies sei ein heiliger Platz. Sie will lieber unten übernachten. „Bei uns glauben die Menschen, dass die Pferde Himmelstiere sind“, erzählt sie. Bei allen Mongolen spielen Pferde eine gewichtige Rolle, besonders aber bei den

Männern. Pferde sind Statussymbol und Mythos zugleich. Wenn ein schnelles Reitpferd stirbt, trägt der Besitzer den Kadaver auf einen Berg und bettet den Kopf des Tieres auf einen Owoo oder einen erhöhten Felsblock. Die Verbindung zwischen dem Leben auf der Erde und dem Sitz der Götter soll der Mensch nicht stören. Uns erscheint der Pferde-Owoo im Hinblick auf unser Reiseziel eher als gutes Omen.

In einer anmutigen Senke, über zweitausend Meter hoch, liegt Altai-Chot, die Provinzhauptstadt des Aimags Gobi-Altai, eingerahmt von grasbewachsenen Hügeln, die allesamt höher als die Zugspitze sind. Weit hinter dem pompösen Ortsschild mit seinen steil aufstrebenden Säulen und dem roten Russenstern verlaufen weiße Häuserreihen im nüchtern-sozialistischen Plattenbaustil parallel zu den blau schimmernden Bergrücken. Wir genießen die Ruhe und den Blick von der Anhöhe auf die Stadt. Es ist bezaubernd schön. Langsam wächst das Gefühl als wandere man auf dem Dach der Welt. Alles scheint weit von der Realität entfernt und irgendwie unwirklich. Es ist still, nur ein paar Fliegen summen in der brütenden Hitze.

Das Stadtzentrum verströmt ein sprödes Flair. Kommunistische Sachlichkeits-Architektur und gerade Linien herrschen vor, wie mit dem Lineal gezogen. Die Verwaltungsbauten sind aus rohen Betonplatten zusammengezimmert. Die bronzene Statue eines sozialistischer Vorkämpfers dominiert den weiten Platz vor dem Postamt. Was noch fehlt, sind quäkende Lautsprecher an jedem Lampenmast, die scheppernd die allein selig machenden Verheißungen sozialistischer Weltanschauungen verkünden. Doch die Zeiten russischer Einheitspolitik sind seit zehn Jahren vorüber. Der Flecken wirkt aufgeräumt und mäßig bevölkert. Altai ist weit weg vom Regierungssitz, eine verschlafene Provinzstadt auf dem Land, umgeben von hohen Bergen und dürrerem Gras.

Der Markt verbirgt sich, wie fast alle Märkte in der Mongolei, hinter einem hohen Zaun. Ein nicht aufgehörender Menschenstrom quetscht sich durch das schulterbreite Tor zu den langen Reihen von Sechs-Fuß-Überseecontainern, die gemauerte Läden ersetzen. Zwei Frauen mit weißen Gesichtsmasken gegen den Staub kassieren von jedem Besucher 80 Tugrik Eintrittsgeld. Der Gedanke, dass man Geld ausgibt um Geld ausgeben zu dürfen, besticht durch seine innere Logik. Welchen unmittelbaren Nutzen man mit seinem Obolus erwirbt, wissen allerdings die Götter. Vielleicht sind die Damen auch nur ungeheuer geschäftstüchtig.

Die Lücken zwischen den Geschäftscontainern füllen bunte Obst- und Gemüsestände. Die Auswahl beschränkt sich auf Grundnahrungsmittel. Kartoffeln, Zwiebeln, Karotten und Steckrüben, gesäumt von einem Spalier weiß gepudertes Säcke mit Mehl, Zucker und Reis. Das Angebot wiederholt sich alle paar Meter, nur die Preise differieren um Nuancen. Wir erstehen Brot, Reis, Gemüse, einen Spaten mit glatt geschliffenem Stil, damit die nächste Ausgrabung mit etwas weniger Blasen abgeht - und Fleisch. Vom Boden des Metzgerladens grinsen uns abgetrennte Schafköpfe an. Allerlei Teile von Rind, Ziege und Schaf türmen sich auf der Theke in einem heillosem Durcheinander. Die Berge von Fleisch sind weder nach Tier noch nach Körperregion sortiert.

Wer Lende will, muss auch den Schinken mögen, samt anhängender Sehnen und Hautfetzen, Knochen inklusive. Die Wahl fällt schwer, der Preis ist Verhandlungssache. Jeder greift nach Guldünken beherzt in die roten Haufen, wühlt nach den besten Stücken, wägt ab, prüft, begutachtet - und probiert das nächste. Allein die Geschmacksprobe vor Ort scheint nicht erlaubt. Durch die gleichen Hände, die den Braten auswählen und unser Gulasch betatschen, sind vorher wer weiß wie viele alte, vergammelte Geldscheine gegangen. Hygiene wird im mongolischen Schlachtergewerbe nicht unbedingt sehr groß geschrieben. Wozu auch, das Fleisch wird ohnehin stundenlang gekocht. Guten Appetit.

Außerhalb des Marktes ergattern wir in einem Getränkeladen noch eine Steige koreanisches Cass-Bier, dann verlassen wir Altai in südwestlicher Richtung. Schneller als bisher rücken die Berge heran. Wir kriechen über den ersten Pass und rumpeln auf der anderen Seite über tief ausgefahrene Pisten viele hundert Höhenmeter hinab in eine endlose öde Senke. Eine Kieswüste mit schütterem Grasbewuchs umgibt uns, auf die unbarmherzig die fast senkrecht stehende Sonne brennt. Siebenunddreißig Grad Celsius im Schatten zeigt das Digital-Thermometer. Für einen subalpinen Lebensraum eine stattliche Marke.

Hitzegeister tanzen wie irrlichternde Kobolde über die Ebene und gaukeln uns einen gleißenden Ozean vor, in dem sich das Spurenbündel der Piste verliert. Beim Näherkommen löst sich die Fata Morgana auf und hinter der Sinnestäuschung erhebt sich als schwarzer Scherenschnitt das massige Relief des Altai-Gebirges. Stockdunkle Wolkenberge ballen sich darüber und die grauen Spinnweben, die vereinzelt bis zum Boden reichen, künden von Regen. Die Schlechtwetterfront hat nicht unbedingt viel zu bedeuten. In der Mongolei wechselt das Wetter alle zehn Minuten und noch ist die

Depressionszone aus Schwemmsand, die wir kurz darauf durchqueren, staubtrocken. Mit einer langen Dreckfahne am Heck halten wir auf die bedrohlichen Konturen des Gebirgszuges am Horizont zu.

Nicht nur wegen der schummrigen Beleuchtung befällt uns der Eindruck, dass wir dem Ende der Welt langsam näher kommen. Kaum noch etwas erinnert an den Kulturkreis, den wir schon lange hinter uns gelassen haben. Die chinesische Grenze jenseits des Altai liegt näher als Ulan Bator in unserem Rücken. Eine lange Reise, nur ein paar Dutzender Wildpferde wegen, die hier einst ihre Heimat hatten. Doch wenn man sich weit genug von allem entfernt, findet man vielleicht ein Stück weit zurück.

Unser Weg scheint geradewegs in den Himmel zu führen. Von der Ebene verschwindet die Piste in einem schmalen Taleinschnitt und zieht über ausgewaschene Bergpfade steil bergauf. Zu allem Überduss fängt es an aus Kannen zu gießen. Blitze zucken aus schwarzen Wolken, und von den immer höher und dichter aufragenden Bergwänden hallt Donnerrollen wider. Erste Rinnsale kommen uns entgegen und schieben eine schaumige Lehmbrühe vor sich her. Der Laster rutscht über glitschige Felsblöcke und abgrundtiefe Spülrinnen. Vait flucht. Anderthalb Stunden vergehen, bis wir die erste Passhöhe erreichen.

Die Strecke teilt sich um einen mächtigen Owoo, dessen blaue Stofffetzen im Wind wehen und zieht weiter zwischen steilen Abhängen hindurch gen Süden. Der erwartete Blick in das Tal jenseits des Massivs fällt aus. Um uns herum gibt es nichts als hohe Berggipfel, die in fast viertausend Metern Höhe an den jagenden Wolken kratzen. Unser Lagerplatz liegt dicht bei den Göttern. Über fünfzehnhundert Meter sind wir aus der Ebene hinaufgeklettert in die zerklüftete Bergwelt des Altai und befinden uns auf einem Sattel in 2.600 Metern über Normal-Null. Gleißende Licherfetzen wandern über die spärlichen Weiden, die mit großen Findlingen übersät sind, und gegenüber unseres Lagerplatzes spannt sich vor einer pechschwarzen Wolkenwand der vollständige Halbkreis eines Regenbogens.

Tags darauf steigen ab in ein malerisches Tal. Umrahmt von welligen Bergflanken, wetteifern schroffe Abbrüche mit dem strahlend blauen Himmel darüber um das schönste Motiv. Ausnahmsweise einmal umgibt uns lichter Wald. Von weitem wirken die Bäume wie Eukalypten, die man fast überall auf der Welt antrifft. Doch beim Näherkommen bemerken wir, dass das nicht stimmt. Es sind Pappeln, die meisten kaum mehr als drei bis fünf Meter hoch. Dennoch sind sie uralte. Manche der knorrigen Bäume, mit der schraubig gedrehten, aufgeplatzten Rinde, dürften gut und gerne sechshundert bis eintausend Jahre auf dem Buckel haben. Sie haben schon in dieser Idylle gestanden, durch die sich zwischen rund geschliffenen Felsblöcken ein kleiner Bach windet, als Wildpferde in der Mongolei noch längst keine Seltenheit waren.

Nachdem wir die enge Schlucht hinter uns gelassen haben, wandelt sich die Gegend. Eine sanft geschwungene Hügellandschaft wird am Horizont von schroffen Dreitausendern überragt. Hinter dem Steinkegel des nächsten Owoo genießen wir endlich den lang ersehnten Blick in eine weitläufige Talsohle. In der Ferne erkennen wir die lichtgraue Zackenlinie des Tachin Shar Nuuru. Irgendwo dahinter, nicht weit entfernt, beginnt das Reich der Mitte.

Die Station des Takhi-Projektes besteht aus einer Handvoll Jurten, einem zum Labor umgewandelten ausrangierten Eisenbahnwagen, ein paar roh gezimmerten Klohäuschen, einem Sonnenkollektor und einem glitzernden Sendemast. Ansonst umgibt die winzige Siedlung bis zu den grauen Bergen am Horizont eine endlos weite Ebene, über deren dürren Weiden Hitzeschlieren wabern. Das Projekt, ursprünglich von einem deutschen Industriellen ins Leben gerufen, wird derzeit maßgeblich von der International Takhi Group und dem Salzburger Zoo gemanagt. Die Salzburger sorgen auch für den nötigen Geldfluss. Die Zahl der Wildpferde im Tachin-Tal ist mittlerweile auf sechzig Tiere angestiegen, vierzehn davon diesjährige Fohlen.

Das Areal ist um einiges größer als der Nationalpark von Hustai Nuuru. Auch die Landschaft wirkt irgendwie typischer für Wildpferde. Langsam passt meine Vorstellung von Pferden als charakteristischen Steppentieren wieder. Am nächsten Morgen dehnt sich ein tiefblauer Himmel über uns und es verspricht ein heißer Tag zu werden. Ganba, unser mongolischer Begleiter, führt uns. Er ist Student, beneidenswerte 22 Jahre jung und immer zu Späßen aufgelegt. Auf kaum sichtbaren Tracks kreuzen wir die gewaltige Ebene, in der unser Laster wie ein Spielzeugauto wirkt. Um uns herum schwimmen die Berge in Seen aus reflektierten Luftschichten. Nur von den gelben Pferdchen sehen wir vorläufig nicht viel. Erst auf der gegenüberliegenden Seite des mehr als fünfunddreißig Kilometer messenden Talkessels werden wir fündig. Drei Fohlen, vier Stuten und ein Hengst, die laut Ganba sehr scheu sein sollen. Die Ebene bietet leider nichts was als Deckung erhalten könnte und so nähern wir uns den weidenden Tieren bedächtig in aufrechter Haltung. Wider Erwarten nehmen sie kaum Notiz von uns. Nur der Hengst hebt ab und zu den Kopf und schnaubt entrüstet. Er trägt einen Sender um den Hals. Das Empfangsteil, das Ganba mit sich herumschleppt hat den unsäglichen Nachteil, dass es erst

anspricht, wenn man die Pferde auch sieht. Manchmal tut es nicht einmal das. Auf der Suche nach Takhis verlässt man sich also besser auf seinen Spürsinn und ein gutes Fernglas.

Nachdem der Hengst seine Herde dazu angehalten hat sich etwas weiter von uns zu entfernen, sinkt seine Fluchtdistanz unter die 50-Meter-Marke. Die Kulisse der rötlich in der Morgensonne schimmern den Altai-Berge bietet einen prächtigen Hintergrund, um die Wildpferde in ihrem ursprünglich angestammten Lebensraum stimmungsvoll in Szene zu setzen. Ganba ist über die Güte der Weide hoch erfreut. Zweifelnd schaue ich ihn an. Vor uns erstreckt sich eine Reg-Ebene, die einer ausgeglühten Kieshalde nicht unähnlich ist und aus der allenfalls dürre Graspolster und auf den ersten Blick ungenießbare Moospflanzen und Flechten sprießen. Man fragt sich unwillkürlich, wer davon überleben soll. Doch dann zeigt er mir zierliche grüne Hälmlchen, die sich zwischen den Steinen emporrecken. Sie sind die Grundnahrung der Takhis. Höchstens zweihundert winzige Hälmlchen stehen auf einem halben Quadratmeter. Kein Wunder, dass die Pferde täglich zig Kilometer zurücklegen müssen um satt zu werden.

Leider sind sie nicht die einzigen, die Anspruch auf die Weidegründe erheben. Dieser Umstand bringt hinsichtlich ihrer Erhaltung gewisse Problem mit sich. Überweidung und Wassermangel heißen die Stichworte. Das kostbare Nass ist der eigentliche limitierende Faktor im Tachin-Tal. Neben rund fünfzig Nomadenfamilien die in dieser gottverlassenen Region sporadisch leben, bevölkert die erschreckende Zahl von zwanzigtausend Ziegen, Schafen, Kamelen und Hauspferden die umliegende Steppe. Sie alle zehren von dem kargen Boden und bleibt das Wasser einmal aus, ist die Katastrophe absehbar - nicht nur für die Viehherden der Nomaden.

Ein Großteil des Wassers geht als Regen in den Altai-Bergen nieder und sammelt sich über temporäre Zuflüsse und Rinnsale in einem Stausee, dessen Abfluss über eine Turbine die winzige Ortschaft zu seinen Füßen und die Station des Takhi-Projekts mit Elektrizität versorgt. Einem reichen Bewohner allein gehört der ganze See und ihm obliegt es, das Ablaufventil zu öffnen oder zu schließen. Ohne die Zustimmung der ansässigen Bevölkerung ist die Wiederansiedlung der Wildpferde im Tachin-Tal zum Scheitern verurteilt. Dass die Sache bisher weitestgehend funktioniert, liegt nicht zuletzt an der engen Verbundenheit der Mongolen mit ihren Pferden.

Ganba tut schon die ganze Zeit sehr geheimnisvoll. Offenbar hat er eine Überraschung für uns vorbereitet. Ein Ausflug ins Gebirge steht bevor. Einer der Nomaden des Takhi-Projekts will uns zeigen, wie richtige Mongolen mit ihren Pferden umgehen. Bei einem Bekannten in den Bergen hat er seine Herde auf der Sommerweide. Wir laden die ganze Familie samt Kind und Kegel nach hinten in unseren Laster, hieven den fein säuberlich in ein Laken verpackten Reitsattel in den Gang und packen die traditionelle Tracht, ebenfalls akkurat in ein Tuch gewickelt, auf den Tisch. Dann rumpeln wir fünfundzwanzig Kilometer auf schmalen Pfaden, die nie zuvor einen 10-Tonner-Mercedes gesehen haben, schroffe Klüfte hinauf, tief hinein in den Altai. Auf lange Sicht sind wir sicher die einzigen Fremden, die je hier hinaufgefahren sind. Zolo, Mutter, Tochter, ein Freund der Familie und ich drängen sich hinten auf der Bank um den Tisch. Unser Reiter sitzt vorne in der Mitte und weist den Weg. Der Laster schwankt wie ein Schiff auf hoher See.

Hinten in der Kabine wirkt die Schräglage noch bedenklicher aus als im Fahrerhaus. Mehr als einmal neigt sich der Aufbau weit ausladend zur Seite. Vorsichtig schaltet Vait das Getriebe in den kleinsten Gang. Im Schnecken tempo kriechen die Räder Zentimeterweise über abschüssige Klippen und Geländestufen. Es quietscht und ächzt zum Erbarmen. Auch der Ausschlag des Neigungsmesser trägt wenig zur Beruhigung bei. Aus dem gegenüberliegenden Fenster fällt der Blick auf die Felsblöcke der Geröllhalde, die in Griffweite am Fenster vorbeischieben. Hilfesuchend krallt sich die Mutter der Nomadenfamilie an meinem Hemd fest. Ich bemühe mich um einen möglichst unbeteiligten Gesichtsausdruck und tue so, als sei die Schaukelei das Normalste von der Welt.

Endlich erreichen wir eine Pashöhe und schauen hinab auf leuchtend grüne Weiden. Wären nicht die kreisrunden Jurten und Steinpferche, die Pferde, Ziegen und Schafen als temporäre Behausung dienen, könnten sie ebenso gut mitten in den Alpen liegen. Auch auf der gegenüberliegenden Talseite sind weiße Zelte in das dunkle Relief der Bergreihen eingesprengt. Überall ziehen Pferdeherden über das satte Grün. Ein schmales Rinnsal gluckst durch die Wiese und verliert sich auf der anderen Seite der Senke zwischen den Felsen. Ein paar Kilometer tiefer im Tal wird es in den Stausee strömen und dazu beitragen, dass die Wildpferde des Takhi-Projekts genügend zu trinken haben.

Die Bekannten unseres „Horseman“ freuen sich uns zu sehen. Wir werden bewirtet. Mit traditionellem Buttermilchtee, getrocknetem Yoghurt, der eben noch in dicken Scheiben auf einem Holzbrett in der Sonne dünstete und einer Art Gebäck, das ebenfalls aus Yoghurt zubereitet wird. Überhaupt besteht in der Mongolei fast alles, was man ungekocht essen oder trinken kann, aus irgendeiner Form von Milch. Die Teilchen riechen jedenfalls verdächtig nach Sauerrahm. Mit etwas Butter und Zucker schmecken die

getrockneten Wurmhäufchen ganz vorzüglich, süß und sauer zugleich und irgendwie nach Honig. Dazu gibt es frisch gebackenes ebenfalls leicht süßliches Brot und eine Art fettgebackenes Spritzgebäck, das entfernt an die Mouf-Balls von Madagaskar erinnert.

Ein hellbrauner Hengst mit sehnigen Gliedern sticht aus der Herde heraus. Nicht nur wegen des blauen Schals um seinen Hals scheint er ein besonderes Pferd zu sein. An den Beinen trägt er eine zarte Streifung und auf dem Rücken den typischen dunklen Aalstrich – ein Erbe seiner wilden Vorfahren. Er ist das Rennpferd unseres Mongolen, eigens gezüchtet und trainiert für das Naadam-Fest, jenes Pferdespektakel, das im Sommer überall in den Aimags und Sum-Zentren abgehalten wird. Über eine Distanz von fünfunddreißig Kilometern geht die Hetzjagd und den Pferdchen wird dabei nichts geschenkt. In vollem Galopp legen sie die Strecke zurück. Die schnellsten Reiter benötigen für die Distanz weit weniger als eine Stunde.

Stolz erzählt uns unser Nomade, dass er zweitausend amerikanische Dollar für den Hengst bezahlt hat. Natürlich wechselt nicht wirklich soviel Geld den Besitzer. Man tauscht die Tiere untereinander und für ein Rennpferd werden schon mal vier bis fünf normale Pferde fällig. Schnelle Hengste haben ihren Preis. Zolo berichtet uns, dass früher dem Sieger und dem Letzten im Feld beim Naadam die gleiche Prämie lachte. Doch seit Reiter ohne Chancen auf den Sieg auf dem langen Weg besonders getrödelt haben, um wenigsten Letzter zu werden, wurde die Verliererprämie willkürlich auf den 81. Platz festgesetzt. Diese List hat dem Volksfest auch auf den hinteren Rängen einen gewissen Sportgedanken bewahrt.

Auf seinem braunen Hengst entschwindet unser Reiter ins Tal zu seiner Herde. Möglichst dicht an der Kamera vorbei will er uns die Tiere entgegentreiben. Wir stellen uns in Position. Auf den Rängen am Hang hinter uns haben sich die Zuschauer versammelt. Das Ganze ist für alle ein großer Spaß, ein bisschen wie Picknick und Familienausflug zugleich. Die Kinder vollführen Kunststücke auf ihren Pferden und prahlen mit ihrer Geschicklichkeit. Erstes Opfer des Übermuts wird ein ahnungsloses Fohlen. In Windeseile fliegt ihm ein Lasso über den Kopf. Es quiekt kläglich und vollführt Bocksprünge in alle Himmelsrichtungen. Erst als es fest an den Ohren gepackt wird, steht es still. Doch die Ruhe ist nur von kurzer Dauer. Einer der Jungs lässt zu früh los und ein wilder Tanz über die Steppe beginnt. Schließlich gelingt es den Burschen, das arme Tier mit vereinten Kräften von den Beinen zu holen. Schnaubend und prustend liegt es im Gras und versteht die Welt nicht mehr. Alle Teilnehmer, mit Ausnahme des Fohlens, sind restlos verzückt. Sekunden später ist das Kleine wieder frei und prescht laut wiehernd seiner Mutter hinterher, die das Spektakel misstrauisch aus sicherem Abstand beäugt hat.

Dann donnert die Herde heran. Wehende Pferdemaßen umgeben uns, trappelnde Hufe und wogende Leiber, unser Reiter in seinem blauen Deel auf dem hellen Hengst mitten daunter. Das Lasso saust sirrend durch die Luft. Der Boden scheint zu vibrieren, Pferdewiehern überall, dazu das Gejohle der Kinder, wenn die Schlinge einmal ihr Ziel verfehlt. Die Naturverbundenheit der Menschen beeindruckt uns tief, ihre Hingabe zu den Tieren und die Natürlichkeit mit der sie mit ihnen umgehen. Wir können uns kaum satt sehen und vergessen den Augenblick. Mit einem Mal ist es Zeit zum Aufbruch.

Natürlich wollen alle noch ein Bild. Kinder und Väter, mit und ohne Baby, vor dem Jeep, vor der Jurte, mit und ohne Verwandte - bis der Film endlich voll ist. Ein letztes Gruppenfoto bildet den Abschluss des Reigens, dann machen wir uns auf den Heimweg. In Plastikschüsseln hinten im Wagen hüpfen die Gastgeschenke auf und nieder, die man uns als Wegzehrung mitgegeben hat: Yoghurt in allen Formen der Darreichung.

Ganba wartet schon in der Station. Er ist beunruhigt. Seit Tagen ist er schon auf der Suche nach der Bachelor-Gang, jener Junggesellengruppe aus halbwüchsigen Hengsten, die im Tal herumstreunt und den alten Hengsten das Leben schwer macht. Die Halbstarken erscheinen normalerweise ziemlich regelmäßig alle zwei Tage vor dem Eingewöhnungsgehege, um ihren Durst zu stillen. Doch der Kanal vor der Einzäunung ist trocken und sie sind überfällig. Ganba will sich mit mir auf die Suche machen. Da der einzige Jeep der Station kaputt ist und außer mir sowieso keiner mehr große Lust auf abendliche Pirschgänge hat, bleibt nur das Motorrad.

Die schwere Kameratasche wandert auf den Rücken und zwischen uns ragt das Stativ wie eine Geschützlafette quer über den Sitz. Den Hut drücke ich zum Schutz gegen die tiefstehende Sonne mit der rechten Hand fest ins Gesicht. Die andere brauche ich dringend zum Festhalten. Ganba gelobt zwar eine gesittete Fahrweise, aber solche Versprechungen sind relativ. Die Staubwolke hinter uns wird größer und größer und bei der nächsten Bodenwelle beschließe ich, doch lieber das Stativ zu sichern anstatt mich selbst. Nachdem ich mich einmal an den Rhythmus gewöhnt habe, macht die Sache Spaß. Der Zweitakter knattert munter vor sich hin und bläst blauen Qualm aus dem Auspuff in die Steppe.

Systematisch klappern wir die umliegenden Hügel ab, doch auch der erhöhte Überblick nützt wenig. Die Junggesellen haben sich anscheinend in Luft aufgelöst. Wir fahren zurück, abendessen. Ganba wird dem Besitzer des Staudamms morgen einen Besuch abstatten, damit sich die Betonrinne vor der Forschungsstation wieder füllt und die Pferde anlockt.

Spät am Abend streift er mit uns durch die Eingewöhnungsgehege. Es ist Vollmond, und wenn wir die Pferde in dem riesigen Gatter überhaupt finden, lassen sich im Schein des Mondes vielleicht ein hübsche Aufnahmen schießen. Zaun und Tore sind in der Dunkelheit ja nicht zu sehen. Aus dem Nachtspaziergang wird ein Drei-Kilometer-Marsch. Natürlich finden wir die Herde nicht auf Anhieb. Was sich bei Tag als überschaubare Weide mit einem kleinen Bachlauf präsentiert, entpuppt sich des Nächtens als Irrgarten. Wir wollen schon aufgeben, als Ganba die Takhis im letzten Moment doch noch entdeckt. Sie stehen unweit des Eingangs und sind gemütlich beim Grasens. Wir müssen direkt an ihnen vorbeigelatscht sein. Mit dem verfügbaren Licht ist die Kamera am Limit angelangt. Als surreale Pixelwolken schweben die Pferde wie unwirkliche Geister durchs Bild. Allein der Ton dürfte in der Stille der Nacht überzeugend herüber gekommen sein. Doch für die seltsame Stimmung unter der leuchtenden Scheibe des Vollmonds hat sich der nächtliche Ausflug allemal gelohnt.

Doch damit ist der Marathon der Eindrücke längst noch nicht zu Ende für diesen Tag. Wir sind in eine der Jurten eingeladen, die im silbernen Licht des Vollmonds schemenhaft aus der Ebene leuchten. Unser Reitersmann vom Mittag ist auch da. Auf niedrigen Holzstühlen nehmen wir vor den Betten Platz. Buttertee dampft auf dem Ofen und der Wodka becher macht die Runde. Dreimal, nach alter Väter Sitte. Derart aufgewärmt geht es ans Singen. Die Lieder der Nomaden handeln von der Steppe, der Natur, der Liebe, der Familie und den Pferden. Die sonoren Stimmen der Männer steigen empor und nehmen unsere Gedanken mit auf die Reise. Traumbilder füllen den Raum und die Lieder scheinen eine weit größere Bedeutung zu haben als die seichten Inhalte unserer eigenen Volkslieder - soweit wir sie kennen. Das Glas geht reihum und die Tradition verlangt, das nach einem kurzen Nippen der, an dem die Reihe ist, einen Vortrag zum Besten gibt und dann den Rest hinunterschüttet. Dabei kommt jeder einmal dran, ohne Ausnahme.

Peinlicherweise sind unsere Kenntnisse des deutschen Liedguts einigermaßen beschränkt. Irgendwann landen wir, grausam aber wahr, bei Weihnachtsliedern. Außer Zolo und Vait versteht uns Gott sei dank niemand. Voll Inbrunst schmettern wir „Oh Tannenbaum“ in den Raum. Wir beschließen für den nächsten Besuch mindestens zehn deutsche Lieder auswendig zu lernen. Die Mongolen singen dafür umso schöner. Ihr Liederschatz scheint keine Grenzen zu kennen. Man merkt, dass das Herz dabei ist und eine gewisse Leidenschaft und Würde. Vielleicht war das früher auch bei uns einmal so. Der getragene Gesang der Balladen passt zu der Weite des Landes, die untrennbar mit der Identität dieses Volkes verbunden scheint. Stolz sitzen die Sänger gegenüber dem Eingang vor dem Bett, der Hausherr und unser Reiter, beide in ihrem prächtigsten Gewand, Brüder im Geiste und verwurzelt in einer gemeinsamen Tradition. Zolo sagt, es sei eine große Ehre, wenn die Männer zugegen sind.

Noch lange tönen die Gesänge in die Nacht und die Stimmung ist ausgelassen und fröhlich. Todmüde fallen wir gegen halb zwei ins Bett. Es war ein langer, heißer Tag. Das Gesicht gerötet, mit brennenden Kniekehlen, der kurzen Hosen wegen, starre ich durch die geöffnete Dachluke in den nächtlichen Sternenhimmel. Ich bin zufrieden. Noch immer stehen die Bilder des Tages vor meinen Augen. Das saftig grüne Alpental, die Ziegen, die reitenden Kinder dazwischen, ihr endloses Betteln nach immer mehr und mehr Fotos, Ganbas grinsendes Gesicht und der Ritt auf dem Motorrad über die tischplatte Ebene. Noch einmal sehe ich die Pferde im Mondlicht wie Geister durch das Gras huschen, dann schlafe ich ein.

Rückkehr der Wildpferde - Das Takhi-Projekt

Viele Wissenschaftler halten die gelben bis dunkelbraunen Steppenpferde für die Stammform aller Hauspferde. Andere sehen in ihnen nur eine spezielle Anpassungsform an die weiten, trockenen Steppenlandschaft Innerasiens. Erst in relativer Neuzeit wurden die Tiere von russischen Expeditionen entdeckt. Ende des vorvergangenen Jahrhunderts gelangten einige Häute und Tierschädel in die Hände des russischen Oberst NIKOLAJ MICHAJLOWITSCH PRZEWALSKI, der auf seinen Expeditionen Tibet und die Mongolei bereist hatte.

Seine wissenschaftliche Sammlung übergab Przewalski später dem Zoologischen Museum in Petersburg. 1881 erfolgte dort erstmals die wissenschaftliche Beschreibung der seltsamen neuen Pferdeart. Der Zoologe IWAN SEMJONOWITSCH POLAJAKOW nannte sie zu Ehren des großen Forschungsreisenden *Equus przewalski*, Przewalski- oder Urwildpferd. Im Mongolischen heißen die Pferde *Tachis* oder *Takhis*, gesprochen wie Tech, mit einem gehauchten ch-Laut am Ende wie in „Dach“.

Die letzten ihrer Art wurden 1968 im *Tachin Shar Nuruu*, dem „Gebirge der gelben Pferde“, einer unzugänglichen Bergregion im Süden der Mongolei nahe der chinesischen Grenze gesichtet. Eine von Russen geführte Expedition konnte im Folgejahr trotz intensiver Suche keines der zierlichen Pferdchen mehr finden. Alle Sichtungen stellten sich in der Folge als Verwechslungen mit verwilderten Hauspferden oder Dschiggetais heraus, asiatischen Wildesel, die auch heute noch im Südwesten der Mongolei vorkommen. Auch alle Nachforschungen auf chinesischer Seite blieben bislang erfolglos. Seit den 70-er Jahren gilt das Urwildpferd in Freiheit als ausgestorben.

Schon um die Jahrhundertwende hatte der Tierpark Hagenbeck lebende Przewalski-Pferde nach Europa eingeführt. Aus diesen und weiteren Importen entwickelte sich die noch heute bestehende Zucht. Alle heute lebenden Wildpferde gehen auf einige wenige Tiere aus dieser Zeit zurück. Niemand ahnte damals, dass diese Pferde einmal den Grundstock für eine erfolgreiche Wiederansiedlung der Takhis in ihrer angestammten Heimat bilden würden.

Seit Mitte der achtziger Jahre bestand unter Experten der Plan, Wildpferde wieder in ihre ursprüngliche Heimat rückzuführen. Weltweit existierten damals etwa sechshundert Tiere in Zoos und privaten Zuchten. Doch keine der großen Tierschutzorganisationen fand sich bereit, die Leitung eines solchen Projektes zu übernehmen. Erst private Initiativen, gebündelt in der niederländischen „Foundation for the Preservation and Protection of the Przewalski Horse“ (FRPH) und der deutschen Christian-Oswald-Stiftung (COS), machten die Rückkehr der gelben Pferde möglich.

Die Holländer wählten für ihr Vorhaben ein 57.000 Hektar großes Areal rund 150 km südwestlich von Ulan Bator im hügeligen Steppengebiet des Hustai Gebirges. Mittlerweile besitzt das Reservat Nationalpark-Status und beherbergt mehr als 120 Wildpferde. Das Geld stammt aus der niederländischen Stiftung, doch die verantwortliche Leitung hat inzwischen die mongolische MACNE („Mongolian Association for Conservation of Nature and Environment“) übernommen.

Näher am ehemaligen Verbreitungsgebiet liegt das Projekt der Christian-Oswald-Stiftung, das heute vom Salzburger Zoo finanziert und gemanagt wird. Im Dschungarischen Becken, das bis nach China in die Innere Mongolei hinunterzieht, erstreckt sich in der B-Zone des Gobi-Nationalparks das Tachin-Tal. Hier, am Rande der Wüste und nahe ihres früheren Rückzugsgebietes, leben heute wieder etwa sechzig Wildpferde, vierzehn davon diesjährige Fohlen. Die nahezu vollständige Fortpflanzungsrate der Stuten lässt für die Zukunft der Takhis hoffen. Trotz aller bestehender Probleme.

Alle Projekte haben langfristig nur eine Chance, wenn sie den Menschen in ihre Pläne integrieren. Einige Nomaden arbeiten inzwischen als Parkranger und wachen damit über ein kostbares mongolisches Naturerbe. Doch die meisten leben nach wie vor in traditioneller Weise. Wenn es nach dem Willen der Kritiker des Wiedereinbürgerungsprojekts geht, wäre es für die Takhis allemal besser, die Nomaden ganz aus den Reservaten zu verbannen. Nach wie vor weiden riesige Viehherden in den Schutzzonen und beschneiden die kostbaren Ressourcen, die die Takhis am Leben erhalten. Zu allmächtig erscheint der Anspruch, den der Mensch für sein Überleben erhebt.

Alle Anstrengungen funktionieren bislang nur durch den massiven Einsatz westlicher Gelder, die Menschen mit einer guten Portion Idealismus dem Überfluss ihrer Gesellschaften abringen konnten – als steuerbegünstigte Spenden versteht sich. Doch zukünftig werden sich die Projekte über kurz oder

lang selbst tragen müssen, gespeist von weiteren Spenden internationaler Geldgeber und dem Stolz der Mongolen auf ihre Urfeder - und von vergleichsweise reichen Touristen wie uns, die eine beschwerliche Reise in Kauf nehmen, nur um ein paar Pferde zu sehen, die schon immer hier gelebt haben.

Ein dünnes Eis, über das man gehen muss, um etwas zu bewahren, das nach unseren Maßstäben keinen Wert besitzt.



Reiseinfo Mongolei

Anreise:

Theoretisch gibt es viele Möglichkeiten, in die Mongolei zu gelangen. Im Grunde genommen bleiben aber nur zwei ernst zunehmende Hauptrouten übrig, wenn man den Landweg einmal außer Betracht lässt: die nördliche über Moskau und die südliche über Peking. Die MIAT (Mongolian Airlines) fliegt Montags und Donnerstags von Berlin via Moskau nach Ulan Bator, Air China täglich von Frankfurt nach Peking. Alternativ kommen die Lufthansa oder andere asiatische Airlines in Betracht. Von Peking aus gelangt man nur mit der MIAT oder Air China weiter in die Mongolei.

Reisezeit:

Die Mongolei ist viermal so groß wie Deutschland, besitzt eine nur gering entwickelte Infrastruktur und ist zudem ein Land klimatischer Extreme. Das Klima wird geprägt von gewaltigen jahreszeitlichen Temperaturschwankungen, die lokal mehr als 70° C betragen können. Der Sommer ist im Norden kurz und regnerisch, wobei die eigentliche „Regenzeit“ nach den Naadam-Festen Ende Juli beginnt. Die mittleren Temperaturen rangieren von gemäßigten 18° C im Norden bis zu 40-50° C im Glutofen der Gobi. Im Winter stürzt die Temperatur auf Werte von bis zu -60° C. Für kurze Zeit schneit es Mitte bis Ende Oktober, danach herrscht am Tage meist klarer blauer Himmel, mit starken Frösten in der Nacht. Wer kältefest gerüstet ist, kann also durchaus auch eine Reise zum Winterbeginn in Erwägung ziehen. Die klassische Reisezeit liegt allerdings von Mai bis September, wobei gegen Ende der Saison besonders in nördlichen Breiten mit schlechten Pistenverhältnissen durch Regenfälle zu rechnen ist.

Geld:

Mongolische Währung ist der Tugrik, wobei eintausend Tugrik in etwa einem US\$ entsprechen. Der Tausch geschieht am besten vor Ort. Amerikanische Dollar werden als Zahlungsmittel ebenfalls akzeptiert. In Ulan Bator gibt es zwei Geldinstitute, die Bargeld auf Kreditkarte auszahlen. Ansonsten kommt man mit Plastikgeld in der Mongolei nicht sehr weit. Für die meisten Einkäufe und alle Formen von Gefälligkeiten sind abgezählte Scheine noch immer das beste Zahlungsmittel.

Unterkunft & Verpflegung:

Für Abenteurer mit größerem Platzbedarf, die ein wirklich geländegängiges Fahrzeug benötigen und einen Fahrer und Mechaniker gleich dazu, empfehlen wir Vaits Wohnmobil. Nähere Infos dazu unter <http://privat.schlund.de/vait-scholz> oder über uns (www.songline-touch.de). Ansonsten gibt es inzwischen mehrere Anbieter, die Touren zu den klassischen Touristenorten organisieren. Wer es allerdings etwas individueller mag und dessen Ziele weitab von üblichen Routen liegen, wird um die private Anmietung eines Jeeps/Lastwagens samt Fahrer nicht herumkommen. Dies kann durchaus teuer werden und sich im Bereich von ein- bis zweihundert Dollar pro Tag plus Kilometerpauschale abspielen. Auch wenn man den Grund hierfür vielleicht nicht immer gleich einsieht, ist es sinnvoll zumindest für Teile einer Reise einen einheimischen Führer mitzunehmen, der 1. die Sprache beherrscht (die Europäern wirklich nur schwer über die Zunge geht) und 2. die Mentalität seiner Landsleute kennt. Auch da gibt es deutliche Unterschiede hinsichtlich Sprachfähigkeit und Dienstauffassung. Zolo war eine absolute Perle und maßgeblich daran beteiligt, dass unsere Reise für uns in jeder Hinsicht ein großes Erlebnis war. Für eventuelle Anfragen stellen wir gerne den Kontakt her.

Karten/Führer:

Gescheite Mongolei-Karten gibt es in Deutschland, besonders wenn man die üblichen Wege einmal verlassen will, so gut wie nicht. Allenfalls die ONC-Karten (Blätter E-7 und E-8 sowie F-7 bis F-9) im Maßstab 1:1.000.000 bietet einen einigermaßen detaillierten Blick auf Geländeverläufe. Für einen ersten Überblick geht auch die „Physical Map of Mongolia“, 1:2.500.000 (ohne Verlagsangabe), die man in Deutschland in guten Kartenfachgeschäften (z.B. Landkarten Schwarz in Frankfurt) bestellen kann. Am besten geeignet sind mongolische Detailkarten im Maßstab 1:1.000.000, die sehr genau gezeichnet sind und die in acht Blättern die ganze Mongolei abdecken, auch wenn man sich an die kyrillische Schrift erst gewöhnen muss. Da aber alle Ortsnamen ohnehin so geschrieben sind, hat das auch wieder seine Vorteile. Zur Zeit sind die Karten leider vergriffen, sollen aber in Kürze mit sechs größeren Blättern wieder aufgelegt werden. Für Spezialfälle stehen Karten bis zum Maßstab 1:100.000 zur Verfügung. Man besorgt sie sich die Kartenblätter am besten im Map-Shop in Ulan Bator. Zwei Führer gehören zum Standard der Mongolei-Literatur: Fred Forkerts *Mongolei*-Band in der

„Reise-Know-How“-Reihe, der demnächst in dritter Auflage erscheint und aus der Serie „Travel-Survival-Kit“ der Führer *Mongolia* von Lonely Planet. Für Sprachbegabte lohnt sich vielleicht auch ein Blick in das Kauderwelsch-Buch *Mongolisch für Globetrotter*. Der Normalbürger dürfte allerdings trotz ausgiebigem Vorstudium mit der mongolischen Konversation so seine Schwierigkeiten haben.

Landschaft:

Die Mongolei ist ein ausgedehntes Hochplateau, das vorwiegend von kontinentalem Klima dominiert wird. Die von Hügeln eingerahmten Talsenken im Norden sind weitestgehend von Steppengräsern bedeckt. Häufige Pflanzen in dieser Region sind Wermut, wilder Lauch und Edelweiß, die riesige Areale bedecken können. Je weiter man nach Süden kommt, desto trockener und wüstenähnlicher wird das Klima, was aber nicht bedeutet, dass es im Sommer nicht unverhoffte starke Niederschläge geben kann. Wadis sind von Sträuchern bewachsen und dazwischen ziehen tiefe Spülrinnen in die Täler. Wenn es hier regnet, geht für lange Zeit nichts mehr. Das Altai-Gebirge ist außer spärlichen Weiden fast vegetationslos. In der Gobi dominiert der knorrige Saxaulbaum, der an das heiße Wüstenklima bestens adaptiert ist und dessen zwergenhafte Stämmchen lichte Wälder bilden.

Ausrüstung:

Für einen Trip in den südlichen Landesteil sollte man schon vollkommen „self-sufficiently“ gerüstet und für alle Eventualitäten gewappnet sein. Auch wenn Nomaden fast das ganze Land durchstreifen, wird eine Begegnung mit Menschen in manchen Landesteilen doch zunehmend unwahrscheinlicher. Lebensmittel bekommt man auf den Märkten der Aimag-Zentren und bei Bauern in kleineren Siedlungen. Der Wasservorrat kann auf einer solchen Tour gar nicht groß genug sein. Die Tanks unseres Lasters fassten rund dreihundert Liter. Wenn man Pech hat, kann man in der Gobi sehr lange auf Regen warten. Schwer kalkulierbare Größen sind in der Mongolei das Wetter und der Faktor Zeit. Man kann nur selten genau vorhersagen, wo man am Abend sein wird, wenn man früh am Morgen aufbricht. Im Laufe der Reise hat uns die Erfahrung gelehrt, dass man in der Festsetzung seiner Vorgaben recht bescheiden werden kann. Die Distanzen sind gewaltig, die Wege schlecht und ein gewisses Zeitpolster bezüglich der Rückreiseplanung kann nicht schaden. Den Firma Meindl, VauDe und Simpert-Reitter danken wir für Ihre großzügige Unterstützung unseres Vorhabens.

Verhalten:

Die Mongolen sind ein freundliches und sehr offenes Volk. Man wird immer und überall hilfsbereite Menschen finden. Ihre Neugier und die völlige Missachtung von so etwas wie Privatsphäre sind keine Zeichen von Geringschätzung, sondern Ausdruck einer Kultur, die sich im Hinblick auf menschliches Miteinander, Fürsorge und Zusammenhalt wesentlich von der unseren unterscheidet. Man gewährt Gastfreundschaft, aber man erwartet sie auch. Sie ist eine Selbstverständlichkeit im gegenseitigen Umgang miteinander. Allgemeine Verhaltensregeln findet man in den einschlägigen Führern. Auf dem Lande empfiehlt es sich, beim Besuch einer Jurte immer ein paar Bonbons für die Kinder in der Tasche zu haben. Auch sonst erhalten kleine Geschenke an der richtigen Stelle durchaus die Freundschaft. Von einer in missionarischem Eifer betriebenen flächendeckenden Verteilung westlicher Wohlstandgegenstände in bester Glasperlenmanier sollte man allerdings tunlichst absehen. Für Camper ist die Mongolei ein nahezu ideales Land, zumal die Errichtung eines Zeltes für Mongolen quasi eine Identitätsfrage darstellt. Nomaden wechseln zwischen Sommer- und Winterlagern hin und her und nutzen dabei sehr gründlich, was ihnen die Natur zum Überleben bietet - fast ohne Abfall. Auch daran sollte man sich als Gast im Lande ein Beispiel nehmen.

Bildlegenden

Bild 55: Der Pfeil des Straßenschildes rund 100 km südwestlich der Hauptstadt Ulan Bator weist auf das Ziel unserer Begierde, die wiedereingebürgerten Urwildpferde des Hustai Nuuru Reservats.

Bild 60, 64: Das Gebäude der Parkverwaltung leuchtet in hellem Blau über die Steppe. Das eigentliche Touristencamp liegt einige Kilometer weiter westlich und bis hierher kommen allenfalls einige wenige um sich anzumelden oder um eine Tour in den Park zu buchen. Wir haben Glück und dürfen sogar auf dem Parkgelände übernachten.

Bild 88: Endlich, die lang ersehnten Wildpferde. Nachdem sie in den späten 60-er Jahren ausgerottet waren, leben jetzt wieder 10 Herden mit über 120 Tieren im Nationalpark des „Gebirges der Birken“.

Bild 90: Um die Wildpferde im weitläufigen Gebirgsareal des Hustai Nuuru Nationalparks überhaupt zu finden, bedarf es schon eines einheimischen Führers, der sich im Park auskennt, wie in seiner Westentasche.

Bild 127, 128: In der wärmenden Morgensonne lässt es sich aushalten. Die „Pickelhaube“ gehört zur typischen mongolischen Tracht ebenso wie der Deel. Batansan ist von der frühmorgendlichen Fotopirsch einigermaßen geschafft – uns geht es allerdings keinen Deut besser.

Bild 132: Zwei der Fortbewegungsmittel in der Mongolei, Pferd und Motorrad. Erstere sind allerdings in der Steppe bei weitem häufiger anzutreffen. Wahrscheinlich weil sie unabhängiger von Tankstellen sind.

Bild 182: Ihre Pferde sind den Mongolen heilig. Rennpferden und Zuchthengsten gebührt auch nach dem Tod ein besonderer Platz. Deshalb wird ihr Schädel oft nahe zu den Göttern gebettet, auf einen Owoo oder einen erhöhten Punkt hoch über der umgebenden Landschaft.

Bild 183: Wind und Regen haben lange an dem Polder gefeilt, der wie ein überdimensionierter Tisch über den Tälern des Hustai Nuuru-Gebietes thront.

Bilder 199, 207, 236: Vielleicht das schönste Schauspiel, das die Mongolei zu bieten hat, der Zauber des Lichts mit dem Himmel. Das Gesicht der Landschaften wechselt ständig und verstärkt den Eindruck von Weite noch, der sich einem vor den unendlichen Horizonten unweigerlich aufdrängt.

Bilder 275, 285: Der Markt ist eine der wenigen Vergnügungen auf dem Land. Hier werden von Nomaden im Deel und prächtigem Kopfschmuck beim Billard mit großem Eifer die bunten Kugeln in die Ecken gedroschen und an den Ständen erhält man alle Zubereitungsformen von Milch. Auch Airag, die vergorene Stutenmilch, die für die Eingeweide von Europäern etwas gewöhnungsbedürftig ist.

Bild 313: Die sogenannten Aimag-Zentren sind meist winzige Örtchen. Bei uns hätten sie etwa den Rang einer mittleren Kreisstadt, doch hier bestehen sie meist nur aus einer Handvoll fester Häuser und Jurten hinter Bretterverschlägen. Der einzige Brunnen des Ortes ist ein begehrter Treffpunkt.

Bilder 319, 332, 336, 340: Diese Form von Nass schmeckt uns ganz und gar nicht. In ringsum knochentrockener Steppe ist es uns gelungen, unseren Dicken bis zu den Radnaben zu versenken. Die Bergungsaktion zieht sich bis zum Abend hin und unser 10-Tonner wird erst aus seinem Matschgefängnis befreit, als es uns nach einer Odyssee über die Steppe gelungen ist, einen zugkräftigen Russen-Laster aufzutreiben.

Bilder 369, 373, 387: Die typischen Wüstenbewohner der Mongolei – Trampeltiere. Die zweihöckerigen Kamele sind häufig in ausgedehnten flachen Lehmpfannen anzutreffen, wo sie verdauend beieinander stehen. „Furzrunden“ haben wir sie, wenig schmeichelhaft, wegen ihrer penetranten Ausdünstungen genannt.

Bilder 398, 404, 410, 413, 418, 423, 426: Ein Platz bei den Göttern. Auf einem einsamen Zeugenberg ragt ein reich verzierter Owoo weithin sichtbar in die Steppe. Die gewaltige Ebene umgibt uns wie ein goldgelbes Meer aus Gras. Wir kommen uns vor, wie auf einer entlegenen Insel irgendwo im den Weiten des Ozeans. Als der Mond sich hinter den geschnitzten Pferdeköpfen erhebt ist der Zauber perfekt. Falls es irgendwo Himmelpferde gibt, müssen sie hier zu Hause sein.

Bilder 445, 446: Gleißende Lichterfetzen wandert über die Hänge und über den Hügeln hängen drohende Wolkenberge. Ein letzter Pass liegt noch vor uns, dann geht es hinab in die Senke nahe der chinesischen Grenze. Für diese Nacht campieren wir quasi auf der Zugspitze: etwas mehr als 2.600 Höhenmeter zeigt das GPS.

Bilder: 534, 552, 561, 564: Sonnenuntergang im Tachin-Tal. Hier, nahe ihrem ursprünglichen Verbreitungsgebiet haben die Wildpferde der Mongolei ihre neue, alte Heimat gefunden. Das Bergmassiv des Altai überragt mit imposanter Zackenlinie das weitläufige Tal, auf dessen spärlicher Weide sich die Herden der Przewalski-Pferde verlieren. Unser Expeditionslaster wirkt wie ein Spielzeugauto inmitten der unfassbaren Weite.

Bild 566: Ein Telemeter ist eine sinnreiche Erfindung, um mit einem Radiosender versehene Tiere wiederzufinden – wenn er funktioniert. Von Ortung im eigentlichen Sinn konnte man bei diesem Gerät selten sprechen. Meist piepste es nur, wenn man fast direkt vor den Pferden stand.

Bild 583: Begegnung in der Steppe. Es scheint als ob wir für unser Fortkommen deutlich mehr an Ausrüstung benötigen als Nomaden. Doch die haben ihre Jurte auch in der Regel direkt um die Ecke.

Bild: 587: Typisches Jurtendorf im Tachin-Tal, sozusagen die Übergangsform zwischen Wanderleben und Sesshaftigkeit. Der Zaun gewährt so etwas wie ein Haus mit Garten, an feste Mauern wollen sich die meisten Nomaden aber nur schwer gewöhnen. Im Zweifelsfall sind die Jurten binnen Stunden abgebaut und der Platz geräumt.

Bilder 589, 590, 605: Die Kinder sind mit dem Sattel schon von frühester Jugend verwachsen. Statussymbole gibt es trotzdem: was bei uns röhrende Motorräder bedeuten, gilt hier noch ein gutes Pferd, es sei denn man besitzt so eine Prachtmühle, wie das Beiwagenkrad des Dorflehrers. Die pinkfarbene Schönheit stammt aus dem Jahre 1948 und ist eine russische BMW, nach dem Krieg im demontierten Werk Zwickau in der Sowjetunion zusammengeschaubt.

Bild 621: In den Jurten geht es behaglich zu, sommers wie winters. Trotz allen Mobiliars, lebt eine Nomadenfamilie immer auf Abbruch. Eine Jurte kann innerhalb kürzester Zeit zusammengelegt werden und alle persönlichen Habseligkeiten werden in einer Batterie von Koffern verstaut, die sich an der Wand zwischen den Betten stapeln.

Bilder: 654, 657, 658: Im Umgang mit Pferden sind die Mongolen wahre Meister und es macht ihnen Freude ihr Können fremden Gästen zu zeigen. Dafür wird auch schon mal der festlichste Deel angelegt. Der Hengst trägt das blaue Band ständig um den Hals, als Zeichen, dass er schon beim Naadam-Fest erfolgreich war.

Bild 670: Die Wege ins Gebirge sind einsam und nicht immer für schwergewichtige Lastwagen geeignet. Manchmal wird es gefährlich eng auf den Pfaden und wenn sich der Kabinenaufbau unaufhaltsam zur Seite neigt, ist festhalten angesagt.

Bild 676: Viele Wege führen durch die Wüste und wenn sich drei Köpfe über die Karte beugen, kommen höchstwahrscheinlich ebenso viele Meinungen dabei heraus. Diesmal scheint man sich jedoch einig zu sein.

Bilder 685, 705, 700: Die Pferde des Tachin-Tals haben fürwahr reichlich Platz in dem schier endlosen Talkessel. Schon allein deshalb dauert es oft Stunden bis man sich auf Fotoweite herangepircht hat. Doch die Weite benötigen sie zum Überleben. Der Boden, den sie sich mit den Abertausenden von Ziegen, Schafen, Kamelen und Pferden der Nomaden teilen, gibt nicht genug für alle her. Um satt zu werden müssen die Wildpferde täglich viele Kilometer umherziehen.

Bilder 613, 713: Vollmond über der Steppe. Die Hitze des Tages ist vergessen und im Tachin-Tal kehrt Ruhe ein. Fast könnte man vergessen, dass die Zelte die letzten menschlichen Außenposten vor dem Beginn der Wüste sind und das Leben im Tal ein täglicher Kampf ums Überleben am Rande des Nichts.